

Zeitschrift: Der Mannigfaltige : eine republikanische Wochenschrift für Bündten
Herausgeber: Jakob Otto
Band: - (1778)
Heft: 16

Artikel: Die Gemeinnützigkeit
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-817017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mannigfaltige.

Eine republikanische Wochenschrift,
für Bünden.

16 Stück.

Die Gemeinnützigkeit.

Die angeschaffene Selbstliebe treibet uns Menschen an, unsern Nutzen möglichst zu befördern. Wir thun das was uns guten Nahmen verschaffet, weil wir uns von demselben manche Vorthelle versprechen. Wir geben uns Mühe uns irdische Haabe zu verschaffen, damit wir sie nutzen können. Wir sorgen für unsere Gesundheit, für unser Leben, damit wir noch vieles gute auf Erden genießen können. Wir lieben die Religion, weil sie uns kann glücklich machen. Wir legen uns auf Wissenschaften und Künste, um mannigfaltigen Gebrauch darvon zu machen. Wir erzeigen unserm Nächsten mancherlei Ehre, Höflichkeit, Liebe, wir leisten ihm Dienste, damit er unsere Vorthelle befördern helfe. Es ist bei unseren meisten Entschlüssen und Bemühungen dieses der erste Gedanke: was wird mir das nutzen was ich thue oder was ich thun will. Und wann wir natürlich handeln, so entschliessen wir uns nur zu dem und thun nur das, worvon

D



worvon wir Nutzen für uns selbst erwarten? Wann wir vernünftig und christlich nachdenken, so müssen wir uns selbst gestehen, daß wir leicht durch Eigenliebe beherrscht werden, durch welche der Mensch nur auf sich selbst, auf das Seine bedacht ist, daß wir oft und viel uns selbst unbemerkt ganz natürlich, ganz gewohnt, eigennützig denken und interessirt handeln, daß der eigene Nutzen oder Nichtnutzen unser Wohlgefallen und Mißfallen, unsere Freude und Traurigkeit, unsere Hoffnung und Furcht, unser Thun und Nichtthun bestimmt, daß wir nicht denken: ist es edel, vernünftig, anständig, ist es billich, christlich, wohlthätig was ich thun will, oder thun soll, was wird es meinem Nächsten nützen, sondern, was nützet es mir.

Aber Religion und Vernunft verpflichten uns durchaus, den Nutzen unsers Nächsten immerdar mit in Betrachtung zu ziehen, und das ihm zu thun was wir wollen daß er uns thue, und zwar nicht wenigen, nicht auserwählten, nein, so vielen zu nützen, als wir nur können, unsere Handlungen so allgemein nützbahr zu machen, als es die äußerliche Umstände nur immer mitgeben.

Die ganze Natur ist gemeinnützig, für alle zum Gebrauch. Die Sonne beleuchtet und erwärmet alles. Der Mond und die Sterne leuchten allen. Warme und kühle Winde erquicken alles was lebet. Regen, Thau, Schnee beförderet die Fruchtbarkeit für

für alle. Die Blüte und Früchte der Bäume sind für alle ein anmuthsvoller Anblick. Das schöne Grün, die sanft rauschende Bäche, die singende Vögel, die dick stehende Felder erquicken aller Augen und Herzen. Und allen Genuß alles zuträglichen Guten könnte jeder Mensch auf Erden haben, durch seinen eigenen Fleiß an der nicht undankbaren Natur, oder durch die Güte anderer Menschen, die ihm von ihrem Ueberfluß mittheilen könnte und würde, wann nicht der Stolz und die Wollüstigkeit denselben verbrauchte oder der Geiz ihn dem Bedürftigen vorenthielte. Es ist für alle genug da, der Herr krönet das Jahr mit seinem Gut und seine Fußstapfen triefen von Fett. Wann die leblose, die vernunftlose Natur für alle gutes schafft nach dem Willen ihres Schöpfers: wie viel mehr sollte der vernünftige lebendige Mensch Gutes um sich her verbreiten, wo und wie er nur kann, und also seinem wohlthätigen Schöpfer und Fürsorger ähnlich werden, der sich nicht unbezeuget lasset, vom Himmel viel gutes thut, seine Sonne scheinen lasset über gute und böse, regnen lasset über gerechte und ungerechte, Regen und fruchtbahre Zeiten giebt, die Herzen der Menschen mit Speise und Freuden erfüllet, und alles was lebet, sättiget nach seinem Wohlgefallen. Math. 5, 45. Ap. Gesch. 14, 17. Ps. 145, 16.

Christus, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, war ganz gemeinnützig in seinem Leben



Leben auf Erden. Wer sich Christ nennet,
 soll der nicht gesinnet seyn wie Jesus Chris-
 tus gesinnet war, nicht sehen auf das Seine,
 sondern auf das, was des anderen ist? Alle
 seine Kräfte, alle seine Tage waren dem
 menschlichen Besten geheiligt. Das war
 seine Speise diesen Willen seines Vaters zu
 thun. Er opferte seine nöthige Erhohlungs-
 zeit, Speise, Trank, Ruhe, Gemächlichkeit,
 den Reichthum der ganzen Natur dem Wohl
 seiner Brüder auf. Er dienete und gab sein Le-
 ben für viele zur Erlösung. Er nutzte mit
 seiner Lehre und Wunderthaten, allenthal-
 ben zog er umher gutes zu thun, jedem wer
 nur dessen empfänglich war und wollte, er
 gieng den verlohrnen Schafen nach, und
 suchte sie auf, bis er sie fand. Was hat
 uns Gott nicht alles gegeben, womit wir
 gemeinnützig seyn können? Der eine kann
 seinem Bruder dienen mit seinen Leibeskräf-
 ten und Gliedern oder mit seinem gesunden,
 mit seinem scharfen Verstand, mit seinem
 reiffen Urtheile, mit seinem vorzüglichen Ge-
 dächtniß, mit seiner lebhaften Einbildungs-
 kraft. Ein anderer mit seinem vielvermö-
 genden Ansehen und guten Credit, mit seiner
 beredten Zunge, mit seinen besondern Ver-
 gnügungen, mit seinen irdischen Gütern.
 Noch ein anderer mit seiner Bibelkenntniß,
 mit seiner Geschicklichkeit, Wahrheiten in
 ein helles Licht zu setzen, oder mit vieler
 Wärme dem Herzen zu empfehlen, oder mit
 seinem durchdringenden Eifer für das Gute,
 mit

mit seiner das Herz anziehenden Menschen-
 liebe. Darzu werden uns die Vorzüge, die
 wir haben, und keiner ist, der gar keine hat,
 gewiß nicht gegeben seyn, daß wir sie nur
 haben, daß wir auf dieselbe stolz thun, und
 andere neben uns verachten, sondern daß
 wir sie allerdings anwenden. Es ist doch in
 der ganzen Natur immer eines um des an-
 deren willen, und so vieles nicht wäre, so
 viele Beförderung der allgemeinen Glückse-
 ligkeit wurde mangeln auf Erden. Es wird
 einst vor das allgemeine Weltgericht kommen,
 es wir vor vielen tausend Zeugen offenbahr
 werden müssen wie wir mit unserem Pfund,
 mit unserem Talent gewucheret haben, und
 wehe dann dem Schalk, dem faulen, der
 es vergraben, oder in das Schnupftuch,
 mit welchem man das Gesicht abzuwischen
 pflegt, gelegt, d. i. nicht angewendet hat
 Matth. 25. Luc. 19. Gott hat auch eben in
 der Absicht gesellschaftliche Verbindungen vest
 gesetzt, welche unser einen jeden gegen ge-
 wisse Menschen in engere oder weitere Ver-
 pflichtung setzen, denselben uns nutzbar zu
 machen so viel an uns ist. Wir sind Welt-
 bürger, verpflichtet aller Welt, als unseren
 Brüdern und Schwestern zu nutzen, so wir
 können. Wir sind Bürger eines Orts, eines
 Landes, denen besonderen Nutzen zu schaffen,
 durch deren gesellschaftliche Beisammenwoh-
 nung wir so manche Nothdürftigkeiten und
 Vorthelle haben, ohne welche wir vieles
 mangeln müßten, daß wir dem Ort und
 Land



Land unsers Aufenthalts schlechterdings zu verdanken haben. Wir sind Familien, Ehe- Hausgenossen, Hausväter, u. s. f. und müssen dann so zu dem gemeinschaftlichen Wohlfeyn mitwirken wie ein Glied des Leibes dem anderen Handreichung thut, soll das Wohlfeyn des ganzen Leibs bestehen können. Denken wir an die vernunftlose Kreaturen und sehen, wie sie einander beistehen, wie sie zusammenwirken zu ihrer Erhaltung und Sicherheit, die Elephanten, die Mürmeltier, die Ameisen zum Beispiel.

Wann unser Herz noch einiger wirk- samen Empfindung der Billigkeit fähig ist, so können wir uns selbst das nicht abläugnen, daß wir wollen jeder anderer Mensch, wer nur kann, wem wir nur etwas zu unserem besten Zutrauen, soll unseren Nutzen beför- deren. Wir schelten den, der es nicht thut, nicht ohne Ursache, lieblos, unbrüderlich, wir schuldigen ihn des Geizes, der Trägheit, des Stolzes, weil wir in diesen Lastern die Quellen seiner Unnutzbarkeit zu finden glauben. Das ist aber Gesetz und Propheten nach der Lehre Jesu Matth. 7. 12. Daß wir den Leuten alles das thun was wir wollen, das sie uns thun sollen, daß wir eben so gerne geben und behülflich seyen als wirs von unserm Nächsten erwarten, daß wir eben so wohl Ruhe, Gemächlichkeit, Vortheile, irdischer Haabe aufopfern als wirs ihm zumuthen, daß wir selbst sein Leben mit Gefahr retten, so wie wir uns
im

im Nothfall auch wollen errettet wissen. Und wann wir das nicht thun was wir dem Nächsten zur Pflicht machen, ist's auch Unrecht, wann er uns für einen unwürdigen Menschen, für einen unguten Christen, für einen Christenthumslären Wollüstling, Stolzling und weiß nicht was alles hält. Wollten wir redlich gegen uns selbst seyn, wir müßten uns selbst ein hartes Urtheil sprechen.

Ueberschwenglich viel gutes schaffen wir unseren Nebenmenschen wann wir gemeinnützig zu handeln uns gewöhnen. Wir pflanzen gutes für Stadt und Land, für Kinder und Kindesfinder bis auf die späte Nachwelt, die uns noch segnen wird, wann wir längst nicht mehr da sind, darum daß wir sie erleuchtet, gebesseret, höherer Glückseligkeit fähig gemacht, oder darum daß wir Nothdurft, Erquickung verschaffet, oder durch löbliche Anstalten, durch nußbahre Erfindungen den Weg zum Ansehen oder zu Reichthümern gebahnet haben. Man denke nur so als im Vorbeigang an menschenfreundliche Stiftungen, Vermächtnisse, an errichtete Collegien, an veranstaltete Schulen, weise Regierungen, an Zucht- und Arbeitshäuser an Fidei Comisse, an veranstaltete Manufakturen, Fabriken und andere Gewerbe. So nußbahr seyn für Enkel und Urenkel, auf Secula hin, ist etwas göttliches, die edelste Menschenliebe, so wie Gott die Liebe ist. Wie hätte die Vervollkommenung des menschlichen Zustands je statt haben können ohne wohl-
denkende



denkende Regenten und Lehrer, ohne gemeinnützige geschickte Köpfe, ohne edel handelnde fürnehme und reiche Stadt- und Weltbewohner, ohne gute gemeinnützige Erziehung der Kinder die dann einen guten Saamen zurück lasset, der sich zu vielen hundert und tausenden vermehren kann. Ohne solches alles wären wir blinde, Dunsen, arme, verachtete, viele unserer Bedürfnissen nicht einmahl kennende, also vielweniger zu befriedigen vermögende, viele sinnliche und viele Geistes Glückseligkeit manglende sehr eingeschränkte, meist unthätige Geschöpfe, nicht viel besser als die geringste unter den Menschen, welche im Stande der Wildheit leben.

Doch wir wollen unsere uns angeschaffene Selbstliebe mit in Betrachtung nehmen und sehen, ob wir uns nicht selbst glücklich machen in dem wir den Nutzen anderer Menschen befördern.

(Noch eine Fortsetzung)

M. S. 43. B. 5.

Wie können Schwestern selbst sich oft so ungleich seyn!

Tanetchens Zähne gleichen Pech, und Liebchens Helfenbein!

Gleich oder ungleich weiß ich nicht: allein es weiß die Stadt,

Daß jene ihre eigenen, und die gekaufte hat.

